

Timo Felber

Sozialgeschichte und Hermeneutik. Ein Vorschlag zur Lösung der Vermittlungsproblematik zwischen Text und Kontext am Beispiel der hofbezogenen Literatur im Umkreis der Ludowinger

Für Claus-Michael Ort

Seit mittlerweile mehr als 30 Jahren ist der literaturwissenschaftliche Rückgriff auf sozialgeschichtliche Forschungsparadigmen und Methoden mehr oder weniger aus der Mode gekommen. Nach ihrem forschungsgeschichtlichen Höhepunkt in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde die auf mimesische Relationen hin ausgerichtete Sozialgeschichte etwa ab dem Ende der 80er Jahre durch den *cultural turn* und damit durch ganz heterogene Vermittlungsmodelle von Literatur und Gesellschaft weitestgehend abgelöst. Inzwischen werden in der *scientific community* an verschiedenen Stellen jedoch Bemühungen einer Rückbesinnung deutlich, die ihren Ausgangspunkt am Ungenügen eines kulturwissenschaftlichen Theoriedesigns und daraus resultierender Überblendung des Konzepts der ›Gesellschaft‹ durch das der ›Kultur‹ nehmen.¹ An diese neuen Bemühungen schließt der vorliegende Band an, scheint er doch 20 Jahre nach dem programmatischen, von Martin Huber sowie

1 Vgl. z. B. Jörg Schönert: Perspektiven zur Sozialgeschichte der Literatur. Beiträge zu Theorie und Praxis, Tübingen 2007; Gerhard Sauder: Sozialgeschichte der Literatur: ein gescheitertes Experiment? In: KulturPoetik 10, Heft 2 (2010), S. 250–263; aus mediävistischer Perspektive vgl. die Arbeiten von Ursula Peters im Sammelband Von der Sozialgeschichte zur Kulturwissenschaft. Aufsätze 1973–2000. Hg. von Susanne Bürkle, Lorenz Deutsch u. Timo Reuvekamp-Felber, Tübingen, Basel 2004 sowie dies.: Die ›Gesellschaft‹ der höfischen Dichtung im Spiegel der Forschungsgeschichte. In: ZfdPh, 128 (2009), S. 3–28; zuletzt dies.: Ursula Peters: Die Rückkehr der ›Gesellschaft‹ in die Kulturwissenschaft. Zur gesellschaftsgeschichtlichen Neuorientierung der Mittelalterphilologie. In: Scientia Poetica 22 (2018), S. 1–52. Neuerdings vor allem aber Maximilian Benz: Volkssprachige Literatur und höfische Kultur um 1200. Pasticcio über eine hofklerikale Perspektive. In: DVjs 95 (2021), S. 1–21; ders.: Heteronomien und Eigensinn. Die Werke Rudolfs von Ems im Spannungsfeld von Politik, Religion und Kunst. In: Bernd Bastert, Andreas Bihrer, Timo Reuvekamp-Felber (Hg.): Mäzenaten im Mittelalter aus europäischer Perspektive. Von historischen Akteuren zu literarischen Textkonzepten. Göttingen 2017, S. 105–124.

Timo Felber, Kiel

Gerhard Lauer verantworteten Band *Nach der Sozialgeschichte* seinerseits nun das Ende der Kulturgeschichte ausrufen zu wollen.² In dieser Rückorientierung werden der Literatur erneut die Funktionen zugeschrieben, die bereits für die sozialgeschichtlich orientierte Literaturwissenschaft des letzten Jahrhunderts bestimmend gewesen sind, nämlich »Seismograph wie Chronist gesellschaftlicher Entwicklungen und Veränderungen« zu sein.³

Allerdings blieb und bleibt auch noch aktuell in den funktionsgeschichtlichen Text-Kontext-Diskussionen der sozialgeschichtlich orientierten Literaturwissenschaft das Zentralproblem die methodisch scheinbar nicht einzuholende Kluft zwischen literarischen Formationen und gesellschaftlichen Faktoren. Diese Vermittlungsproblematik zwischen Text und Kontext hat sich weder durch die Applikation ganz unterschiedlicher marxistischer noch kulturwissenschaftlicher Theorie-Modelle lösen lassen. Und sie wird sich auch in Zukunft nicht durch theoretische Modelle lösen lassen, die diesen *gap* zwischen Text und Kontext mit einem generalisierenden Anspruch erklären wollen.⁴ Die Kluft erklärt sich nämlich aus der Eigenart unseres Gegenstands, der einen Sonderdiskurs im Rahmen gesellschaftlicher Zusammenhänge bildet und daher schlicht nicht bruchlos mit diesem Rahmen vermittelt werden kann.⁵ Dies gilt es, als erstes einmal anzuerkennen und dann auch theoretisch zu reflektieren. Erst wenn man die Eigenart des literarischen Gegenstands erfasst hat, lassen sich jenseits üblicher Überlegungen zum »Interdependenzverhältnis von ästhetischen und sozialen Funktionen«⁶ ein angemessener methodischer Umgang mit dem *gap*

² Vgl. Martin Huber, Gerhard Lauer (Hg.): *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*. Tübingen 2000.

³ Vgl. Michael Horvath: *Das ökonomische Wissen der Literatur. Studien zu Shakespeare, Kleist und Kaiser*. Tübingen 2016, S. 5.

⁴ Vgl. aber neuerdings den überlegenswerten Vorschlag von Benz: *Volkssprachige Literatur* (s. Anm. 1), der die volkssprachige Literatur vor und um 1200 durch die Normhorizonte von Hofgeistlichen und adligen Damen maßgeblich bestimmt sieht.

⁵ Auf einer metaphorischen Ebene bietet sich zur Beschreibung des komplexen Wechselverhältnisses zwischen Literatur und Gesellschaft möglicherweise die Figur der Schleife an, die bei Bourdieu, »bei dem einerseits der literarische Text gesellschaftliche Zusammenhänge zu lesen gibt, andererseits aber auch selbst ein Erzeugnis dieser Zusammenhänge ist, die Form des Möbiusbands annimmt« (Martina Wagner-Egelhaaf: *Literaturtheorie als Theorie der Gesellschaft?* In: *Promotionskolleg Literaturtheorie als Theorie der Gesellschaft* (Hg.): *Literatur – Macht – Gesellschaft. Neue Beiträge zur theoretischen Modellierung des Verhältnisses von Literatur und Gesellschaft*. Heidelberg 2015, S. 17–38, hier S. 36).

⁶ Vgl. Marion Gymnich, Ansgar Nünning (Hg.): *Funktionen von Literatur: Theoretische Grundlagen und Modellinterpretationen*. Trier 2005, S. 12.

zwischen Text und Kontext begründen sowie darauf fußende Fallstudien validieren. Beides sei im Folgenden unternommen.

Andreas Kablitz ist es zu verdanken, dass wir erstmals über eine Theorie der Literatur verfügen, die aus dem Gegenstand selbst und dem literaturwissenschaftlichen Umgang mit dem einzelnen literarischen Text heraus entwickelt worden ist:

Denn in dieser Praxis stecken [...] implizite theoretische Annahmen über die spezifischen Merkmale der Literatur, [...] die sich [...] als entschieden langlebiger und für den Umgang mit dem literarischen Text im [sic!] mancher Sicht sehr viel pertinenter erweisen als viele explizit begründete Paradigmen.⁷

Kablitz zielt dabei auf die Praxis der Interpretation. Anhand dieser Praxis, die unser Hauptgeschäft im Umgang mit unserem Gegenstand darstellt, arbeitet er präzise die Merkmale des literarischen Textes heraus, auf die diese Praxis seit der Homer-Allegorese im alten Griechenland oder der Vergil-Deutung im antiken Rom reagiert. Es fragt sich nämlich, warum der literarische Text im Unterschied zu anderen Texttypen als besonders interpretationsbedürftig erscheint und wodurch sich die spezifische Form der poetischen Kohärenzbildung von anderen Formen unterscheidet. Eine erste Antwort lautet, dass die zentrale Funktion der Interpretation die Herstellung semantischer Kohärenz an den Stellen ist, wo diese brüchig scheint. Am Beispiel der Verwendung von Tropen zeigt Kablitz, dass der literarische Text Kohärenzprinzipien sprachlicher Äußerungen, wie sie nach Paul Grice allgemein in Geltung sind, systematisch verletzt. Diese kalkulierte Kohärenzverletzung mündet für den Rezipienten in der Suche nach impliziten Kohärenzfaktoren, die in der Lage sind, die Störung aufzuheben. Das heißt: Kohärenz ist »nicht als eine erfüllte Voraussetzung der Informationsvermittlung [wie in Alltagsrede; T.F.] *gegeben* [...], sondern dem Adressaten *aufgegeben*.«⁸ Kalkulierte Kohärenzbrüche des literarischen Textes bewirken eine Entautomatisierung des Verstehens, die man seit der Prager Schule als eine Folge von Über- oder auch Unterstrukturierung des literarischen Textes verstanden hat:

By foregrounding [...] we mean the use of the devices of the language in such a way that this use itself attracts attention and is perceived as uncommon, as deprived of automatization, as deautomatized, such as a live poetic metaphor (as opposed to a lexicalized one, which is automatized).⁹

⁷ Andreas Kablitz: *Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur*. Freiburg i.Br., Berlin, Wien 2013, S. 12.

⁸ Ebd., S. 152.

⁹ Bohuslav Havránek: *The Functional Differentiation of the Standard Language*. In: *A Prague School Reader on Esthetics, Literary Structure, and Style*. Übers. u. Hg. von Paul L. Gravin. Washington D.C. 1964, S. 3–16, hier S. 10.

Die Interpretation als Aufhebung der Störung in poetischer Rede führt nicht nur zu einer Behebung eines Mangels, sondern zugleich zu einer Kohärenzsteigerung. Das Moment der Kohärenzstörung hat nämlich im literarischen Text die Funktion, durch die erforderliche Interpretation ein Mehr an Kohärenz zu generieren. Diese besondere Interpretationsbedürftigkeit gegenüber anderen Formen der Rede ist Konsequenz der Fiktionalität von Literatur. Weil »es die Eigenheit fiktionaler Rede ausmacht, Sachverhalte zum Inhalt haben zu können, die nicht den Tatsachen entsprechen«¹⁰, stellt sich implizit die Frage nach dem Informationswert des dort Ausgesagten. Dem Rezipienten ist also die Suche nach etwas Impliziertem aufgegeben, das die eigentliche Bedeutung des Gesagten ausmacht. Einzelne Kohärenzstörungen sind okkasionell und können im unmittelbaren Kontext durch Textinterpretation aufgehoben werden. Die fiktionale Verletzung der Kohärenzmaxime ist jedoch strukturell: Sie gilt daher für alles im Text Gesagte und lässt sich nur im Zusammenhang mit dem gesamten Text beheben. Kontexte, die die Ergänzung dessen ermöglichen, was der Text zu implizieren scheint, sind nicht gegeben, sondern müssen vom Rezipienten erst identifiziert werden. Die Kontexte, die das Verständnis des literarischen Textes befördern, sind also nicht evident, sondern müssen hermeneutisch erwogen und sich in der Praxis der Interpretation als valide erweisen.

Oftmals sind es neben werkimmanenten Merkmalen, Gattungstraditionen oder intertextuellen Verweisen Kontexte der referentiellen Welt, die den Bezugspunkt der impliziten Kohärenzbildung des Textes herstellen. Aus dieser Doppelgebundenheit an das literarische System einerseits und die referentielle Welt andererseits ergeben sich letzten Endes die methodischen Schwierigkeiten, den literarischen Text mit seinen gesellschaftlichen Kontexten zu vermitteln. Literatur ist nämlich immer schon beides: selbstbezüglich, artistisch, eigenen Regularien gehorchend, traditionell ausgeprägten Redeweisen sowie Strukturmustern verpflichtet und zugleich gesellschaftsbezüglich, referentiell, soziale Regularien inkorporierend, sozialen Verhältnissen und kulturellen Wissensformationen verpflichtet. Dieses Zusammenwirken beider Eigenarten von Literatur bei der Modellierung von Welt macht die Bezugnahme auf Gesellschaft deutlich komplexer als in anderen textuellen Äußerungsformen und ist der Grund für die Vermittlungsproblematik zwischen Text und Kontext. Aber diese durch die Eigenart des literarischen Gegenstandes begründete Schwierigkeit kann uns nicht der Aufgabe entheben, die gesellschaftsbezogene Dimension von Literatur zu reflektieren und funktionsgeschichtliche Deutungen zu avisieren. Genau diese fordert Literatur nämlich in der Regel heraus.

10 Kablitz: Kunst des Möglichen (s. Anm. 7), S. 157.

John Searle hat ganz richtig bemerkt, dass literarische Texte, zumal vormoderne, zumeist eine oder mehrere Botschaften enthalten: »Almost any important work of fiction conveys a ›message‹ or ›messages‹ which are conveyed **by** the text but are not **in** the text.«¹¹ Es ist dem jeweiligen Rezipienten aufgegeben, diese ›Botschaften‹ zu identifizieren. Nach Kablitz leistet genau dies die Interpretation, die eine Beziehung zwischen den einzelnen Textelementen und der allgemeinen Aussage des literarischen Textes herzustellen hat.¹² Um das Verhältnis literarischer ›Botschaften‹ zu ihrer Doppelgebundenheit an den Gegenstand selbst sowie der Gesellschaft einmal zu konkretisieren: Das Figurenhandeln in literarischen Texten z. B. partizipiert an den allgemeinen Aussagen des literarischen Textes, insofern seine Logik diesem Allgemeinen entspringt und zu dessen Wahrnehmung durch den Rezipienten beiträgt. Als Folge dessen gibt es den Rezipienten Wertorientierung und normative Anschauung, ermöglicht Identifikation und Distanz, Projektion und ein Einüben in Empathie usw. Aber Figuren sind nicht einfach nur mentale Projektionen von Personen: Für ihre Interpretation spielen intertextuelle Bezugnahmen, also die Bindung an die Tradition des literarischen Feldes, sowie Funktionen innerhalb der Diegese eine ebenso bedeutende Rolle.¹³

Von allgemeinen Aussagen, die einzelne Handlungsepisoden und Motive übersteigen, nehmen funktionsgeschichtliche Deutungen ihren Ausgang, weil dieses Allgemeine gesellschaftlich bedingt als auch gesellschaftlich wirksam ist.¹⁴ Dies gilt gerade für die volkssprachige Literatur am Ausgang des 12. Jahrhunderts, deren Erscheinungsformen in den allermeisten Fällen durch Retex-

11 John R. Searle: The Logical Status of Fictional Discourse. In: *New Literary History* 6 (1975), S. 319–332, hier S. 332.

12 Vgl. Kablitz: *Kunst des Möglichen* (s. Anm. 7), S. 119.

13 Vgl. dazu demnächst Silvia Reuvekamp: *Hölzerne Bilder? Narratologie und Anthropologie mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Figurendarstellung* (unveröffentlichte Habilitationsschrift Düsseldorf 2015). Vgl. zur narratologischen Figurenforschung Jens Eder, Fotis Jannidis, Ralf Schneider (Hg.): *Characters in Fictional Worlds. Understanding Imaginary Beings in Literature, Film, and Other Media*. Berlin 2010; Fotis Jannidis: *Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie*. Berlin, New York 2004; Ralf Schneider: *Grundriß zur kognitiven Theorie der Figurenrezeption am Beispiel des viktorianischen Romans*, Tübingen 2000; Herbert Grabes: *Wie aus Sätzen Personen werden ... Über die Erforschung literarischer Figuren*. In: *Poetica* 10 (1978), S. 405–428.

14 Vgl. auch Dieter Pfau, Jörg Schönert: *Probleme und Perspektiven einer theoretisch-systematischen Grundlegung für eine ›Sozialgeschichte der Literatur‹*. In: Renate von Heydebrand, Dieter Pfau, Jörg Schönert (Hg.): *Zur theoretischen Grundlegung einer Sozialgeschichte der Literatur. Ein struktural-funktionaler Entwurf*. Tübingen 1988, S. 1–26, hier S. 5.

tualisierungen von Prätexten geprägt sind, die ein adliger Gönner veranlasst hat.¹⁵ Mittelalterliche Kunst reagiert in der Regel auf die Interessen sowie Bedürfnisse einer kleinen Gruppe von Rezipienten und Förderern, deren kulturelles Selbstverständnis sie formuliert und prägt.¹⁶ Und hier ist das Reaktionspotential literarischer Texte groß. Sie können als Idealisierung oder Utopie Phantasmata der Wunscherfüllung sein, sie können bestehende Zustände kritisieren, Alternativen einspielen, Experimente anstellen und auch Fluchtwege aus gesellschaftlichen Verhältnissen anbieten.

Ein Regelwerk zur Bestimmung der Bedeutungen eines literarischen Textes existiert nicht. D. h. wir sind in Interpretationen immer mit der Unsicherheit konfrontiert, ob unsere Bedeutungsproduktion als Rezipient dem Text und seinen Bedeutungen gerecht wird. Diese Unsicherheit lässt sich dadurch minimieren, dass es sehr wohl einen Bewertungsmaßstab für Interpretationen gibt, diese also weder beliebig noch alle gleichermaßen wertvoll sind. Die Bewertung der Angemessenheit einer Interpretation bemisst sich nämlich an ihrer Kohärenzleistung für den Text: Je mehr Daten des Textes sie zu integrieren vermag, je größere Plausibilität kommt ihr also zu. Daraus folgt aber auch, dass es keine

15 Vgl. zur mittelalterlichen Gönnerschaft Bernd Bastert: Der Beginn der deutschen Literatur? Gönnernennungen in deutschen Texten des 11. bis 13. Jahrhunderts. In: ZfdPh 152 (2019), S. 317–342; Bernd Bastert, Andreas Bihrer, Timo Reuvekamp-Felber (Hg.): Mäzenaten im Mittelalter aus europäischer Perspektive. Von historischen Akteuren zu literarischen Textkonzepten. Göttingen 2017; Joachim Bumke: Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150–1300, München 1979.

16 Vgl. Joachim Heinze (Hg.): Literarische Interessenbildung im Mittelalter. DFG-Symposium 1991. Stuttgart 1993; Joachim Heinze: Literarische Interessenbildung im Mittelalter. Kleiner Kommentar zu einer Forschungsperspektive. In: Eckart Conrad Lutz (Hg.): Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang. Ergebnisse des Troisième Cycle Romand. Freiburg i.Ue. 1997, S. 79–93; Aus dem Konzept der *literarischen Interessenbildung* speist sich auch die groß angelegte, mehrbändige Literaturgeschichte Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit. Hg. von Joachim Heinze. Kritik an diesem Konzept formulierte Peter Strohschneider: Literarische Ligaturen. Philipp Colin über Paradoxien höfischer Kunstaufträge im Mittelalter. In: Joachim Fischer, Hans Joas (Hg.): Kunst, Macht und Institution. Studien zur Philosophischen Anthropologie, Soziologischen Theorie und Kultursoziologie der Moderne. Fs. Karl-Siegbert Rehberg. Frankfurt a.M., New York 2003, S. 537–556, der befürchtet, dass mit einer Perspektivierung der sozialen und politischen Funktionen von Literatur deren spezifische Ästhetik aus dem Blick gerät. Ich hoffe, mit meinem Beitrag zeigen zu können, dass dies bei sozialgeschichtlichen Interpretationen nicht zwangsläufig der Fall sein muss. Gemeinsam mit Beate Kellner und Franziska Wenzel hat Strohschneider mit dem Begriff der Geltung versucht, »die Frage nach der Einbindung der Literatur in ihre zeitgenössischen Kontexte mit jener nach innerliterarischen Inszenierungen zu verklammern« (Beate Kellner, Peter Strohschneider, Franziska Wenzel [Hg.]: Geltung der Literatur. Formen ihrer Autorisierung und Legitimierung im Mittelalter. Berlin 2005, S. VIII).

zweifelsfreien Interpretationen gibt, sondern nur unterschiedliche Grade der Wahrscheinlichkeit, die diesen zukommen. »Die Geltung von Interpretationen hängt deshalb in hohem Maße von den disziplinären Konventionen ihrer Akzeptanz« ab.¹⁷ Entscheidend für uns ist, »daß das Prinzip, das Interpretationen generiert, und der Maßstab, an dem sie sich messen lassen müssen, identisch sind: Hier wie dort handelt es sich um eine Erwartung von Kohärenzbildung«.¹⁸

In jedem Fall ist es, folgt man Kablitz, nötig, Literaturtheorie und Praxis der Textinterpretation strikt voneinander zu trennen. Keine Theorie vermag es nämlich, die Bedeutung eines bestimmten Textes zu präjudizieren; komplementär gilt, dass man mit einer Interpretation nicht die Geltung einer Theorie bestätigen kann. Theorien versuchen immer, nur *bestimmte* Interpretationen abzusichern. »Sie bemühen sich darum, eine theoretische Begründung für etwas zu liefern, das eben nicht theoretisch, sondern nur operationabel zu haben ist: für die Angemessenheit der *betreffenden* Interpretation.«¹⁹ Ein sozialgeschichtlicher Zugriff auf Literatur scheint mir hingegen sinnvoll, da er eine historisch adäquate Fragestellung profiliert. Es ist nämlich in der Regel durchaus so, dass literarische Rede politische, sozioökonomische oder zwischenmenschliche Verhältnisse der Zeit widerspiegelt, zur Grundlage hat, kommentiert, kritisiert, unterminiert usw. Allerdings muss man sich von der oftmals in der Literaturwissenschaft geltenden Vorstellung lösen, dass man das Allgemeine des einzelnen literarischen Textes mit dem Allgemeinen der sozialen Strukturen methodisch immer gleich vermitteln könnte. Diese »ewige Debatte der Literaturwissenschaft«²⁰ lässt sich vielleicht beenden, wenn man in Rechnung stellt, dass es bei der Beseitigung des *gaps* zwischen Text und Kontext schlicht um ein plausibles Interpretationsverfahren geht, das nicht auf Wahrheit, sondern nur auf Wahrscheinlichkeit zielen kann und für verschiedene Texte verschieden aussehen wird.

Anschließend an Kablitz' Theorie der Interpretation werde ich in der Folge im Sinne des Bourdieu'schen Möbiusbands, wo Anfang und Ende unendlich ineinander verschränkt sind, *eine* Botschaft aus dem Spektrum aller möglichen Botschaften des *Eneasromans* untersuchen, nämlich wie Herrschaft und Genealogie konzipiert sowie aufeinander bezogen sind und die Ergebnisse der literarischen Analyse auf die politische Situation der Ludowinger in den 80er Jahren des 12. Jahrhunderts beziehen. Dabei bin ich mir bewusst, dass ich die Lücke zwischen faktischer Bedeutung der Genealogie und literarischer Geltungsbehauptung

¹⁷ Kablitz: Kunst des Möglichen (s. Anm. 7), S. 201.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd., S. 265.

²⁰ Vgl. Wilfried Barner: Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden? In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 41 (1997), S. 1–8, hier S. 4.

genealogischer Strukturen sowie historischem und fiktionalem Herrschaftsverständnis nur mithilfe von Plausibilitätsargumenten schließen kann.²¹

Die Ludowinger als Landgrafen von Thüringen und seit 1180 auch Pfalzgrafen von Sachsen gehören zu den mächtigsten reichsfürstlichen Geschlechtern der Stauferzeit.

Erst im 11. Jahrhundert aus dem mainfränkischen Raum nach Thüringen gekommen, wurden sie bereits 1131 vom König Lothar von Süpplingenburg mit der Landgrafschaft, der herzogsähnlichen gerichtlichen Oberhoheit über die thüringischen Grafen und Herren belehnt. Sie befanden sich daher in der besonderen Situation, ihre Territorialherrschaft nicht auf ererbtem Allodialbesitz gründen zu können, sondern in einem zunächst fremden Gebiet, das von anderen Herren besessen und beherrscht wurde, nach und nach Rechte und Besitzungen zu erwerben und diese zu einer stabilen Herrschaftsgrundlage auszubauen.²²

Der Landgraf »war formeller Herr über alle Gebiete, ließ aber zur Zeit Veldekes seine Brüder in die Herrschaftspraxis einbinden, indem er ihnen relativ selbständige Machtbereiche zuwies mit einem garantierten Rückfallrecht.«²³

Volkssprachige Literatur wird erstmals mit Heinrichs von Veldeke *Eneasroman* mit den Ludowingern in Verbindung gebracht.²⁴ Ein Interesse am Vergilischen Epos, das als Lektüre in Kloster- und Domschulen obligatorisch war, liegt nahe. Im Mittelalter sah man in Troja ja den Vorläufer des Römischen Reichs

21 Dies unternehme ich im Wissen um die beiden Gefahren einer sozialhistorisch geleiteten Interpretation, die Joachim Heinze postuliert hat. Man laufe nämlich zum einen Gefahr, die Produktion von Texten auf plausible, aber historisch nicht abzuschließende Beweggründe zurückzuführen. Demgegenüber hoffe ich, mit Kablitz gezeigt zu haben, dass es im Umgang mit Literatur (auch hinsichtlich ihres Entstehungskontextes in einer so quellenarmen Zeit des 12. Jahrhunderts) immer nur um Plausibilitätsargumente gehen kann. Zum anderen müsse man sich laut Heinze: Literarische Interessenbildung im Mittelalter. Kleiner Kommentar zu einer Forschungsperspektive (s. Anm. 15), S. 83f., davor hüten, historisch belegbare Interessen in die Textinterpretation hineinzutragen. Im Folgenden wird hoffentlich deutlich, dass die belegbaren Interessen der Ludowinger nicht von mir in den Text hineingelesen, sondern aus dem Text herausgelesen werden.

22 Christine Müller: Landgräfliche Städte in Thüringen. Die Städtepolitik der Ludowinger im 12. und 13. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 11.

23 Reinhardt Butz: Herrschaft und Macht – Grundkomponenten eines Hofmodells? Überlegungen zur Funktion und Wirkungsweise früher Fürstnhöfe am Beispiel der Landgrafen von Thüringen aus dem ludowingischen Haus. In: Ernst Hellgardt, Stephan Müller, Peter Strohschneider (Hg.): Literatur und Macht im mittelalterlichen Thüringen. Mediävistisches Kolloquium auf Gut Willershausen, 11. bis 13. Oktober 1998. Köln 2002, S. 45–84, hier S. 61.

24 Zur literaturgeschichtlichen Stellung des Thüringer Hofes unter Hermann I. vgl. Joachim Bumke: Mäzene im Mittelalter (s. Anm. 15), S. 159–168 u. 378–383, und Ursula Peters: Fürstnhof und höfische Dichtung. Der Hof Hermanns von Thüringen als literarisches Zentrum. Konstanz 1981.

und damit letztlich den Ursprung der eigenen Gegenwart.²⁵ Neben der Attraktivität und dem Renommee des Stoffes muss das Narrativ »eine Paßförmigkeit für die Interessen am Hof haben, er muß auf ein bestimmtes Problem antworten, das der literarische Text wohl nicht unbedingt ›lösen‹ kann, zu dem er aber eine Anschlußkommunikation darstellt und eventuell reflexive Freiräume öffnet.«²⁶ Dieses ›Problem‹ scheint mir in der Fremdherrschaft der Ludowinger in Thüringen zu gründen. ›Eneas‹ Attraktivität resultierte dabei zugleich auch daraus, einerseits als personifizierte Ursprungsfigur der Reichsgeschichte und andererseits auch als Vorbild fürstlicher Selbstdeutung zu fungieren.²⁷ Diese Vorbildwirkung zeigt sich im weitestgehend identischen Lob des Protagonisten im *Eneasroman* und Hermanns I. in den *Reinhardtsbrunner Historien*, der dort als *princeps serenissimus* bezeichnet wird, der in seiner Person Tapferkeit, Freigebigkeit, Beständigkeit, *pietas* und die Größe seiner Vorfahren vereinigt und nicht nur in der Gunst der *fortuna*, sondern auch unter dem Schutz Gottes steht.²⁸ Zwar scheint die Topik des Herrscherlobs keine Signifikanz aufzuweisen, doch gehören die Verweise auf die Vorfahren, den Schutz Gottes, vor allem aber die für Vergils Aeneas charakteristische Bezeichnung *pietas* keineswegs zwangsläufig zur Tradition des Herrscherpreises. Wichtiger als diese Überblendungen in den Charakterisierungen einer fiktiven und einer historischen Herrscherpersönlichkeit scheinen mir die durchaus vorhandenen Parallelen in der machtpolitischen Situation des Eneas und des Urahns der Ludowinger, Ludwig mit dem Barte: Beide bauen in einem fremden und tendenziell feindseligen Territorium durch die Inbesitznahme eines kleinen Stück Landes nach und nach ihre Herrschaft auf, die durch Burgenbau, geschickte Heiratspolitik sowie auch erfolgreiche kriegerische Auseinandersetzungen gesichert und ausgebaut wird.²⁹ Worauf es mir im Folgenden ankommt, ist die potentielle Funktion des Eneas, eine Projektionsfläche für das geschichtliche Herkommen der Ludowinger darzustellen, was sich als spezifisch genealogisches Konstrukt im Epilog des Veldeke'schen Textes niederschlägt, das das Allgemeine des Romans mit der Herrschaftssituation der Ludowinger am Ende des 12. Jahrhunderts verbindet.

²⁵ Vgl. Beate Kellner: Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter. München 2004, v. a. S. 131–137.

²⁶ Benz: Volkssprachliche Literatur (s. Anm. 1), S. 5.

²⁷ Vgl. Reinhard Hahn: Geschichte der mittelalterlichen deutschen Literatur Thüringens. Wien, Köln, Weimar 2012, S. 88.

²⁸ Vgl. Stefan Tebruck: Die Reinhardtsbrunner Geschichtsschreibung im Hochmittelalter. Klösterliche Traditionsbildung zwischen Fürstenhof, Kirche und Reich. Frankfurt a.M. u. a. 2001, S. 268.

²⁹ Vgl. Matthias Werner: Art. »Ludowinger«. In: Werner Paravicini (Hg.), Jan Hirschbiegel, Jörg Wettlaufer (Bearb.): Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Ein dynastisch-topographisches Handbuch, Teilband 1: Dynastien und Höfe. Filderstadt 2003, S. 149–154.

Der Epilog ist bekanntlich schon seit den Anfängen der Veldeke-Philologie in der Diskussion.³⁰ Standen zuerst Fragen zum einen nach Verfasserschaft sowie damit verbunden der Authentizität und zum anderen zur Textentstehung, Mäzenatentum und Datierung im Vordergrund der wissenschaftlichen Auseinandersetzung,³¹ hat sich die Diskussion in den letzten Jahren doch merklich verschoben. Der Epilog interessiert nicht mehr allein nur als sozialgeschichtliche Quelle und vermeintlicher Einblick in den mittelalterlichen Literaturbetrieb, sondern wird auf seine literarischen Funktionen bzw. auf seine Geltungsbehauptungen hin befragt.³² Kritisch mit einem Großteil der Forschung, der die Angaben des Epilogs bezüglich des Buchdiebstahls, der Gönnerschaft und der Eheverbindung des Landgrafen Ludwig III. mit einer Gräfin von Kleve als historische Quelle auswertet, haben sich vor allem Bernd Bastert und Tina Sabine Weicker auseinandergesetzt.³³ Während Bastert deutlich machen konnte, dass die Hochzeit Margarethes von Kleve und Landgraf Ludwigs III. wohl weder in Kleve noch im Jahr 1174 stattgefunden habe, stellte Weicker aufgrund der Fragwürdigkeit der Angaben des Epilogs den historischen Zeugniswert der Angaben gänzlich in Frage: »Es könnte sich hier um eine Verflechtung, eine jener Symbiosen von Historizität und Fiktionalität handeln, wie sie

30 Vgl. zum Folgenden Timo Reuvekamp-Felber: Genealogische Strukturprinzipien als Schnittstelle zwischen Antike und Mittelalter. Dynastische Tableaus in Vergils »Aeneis«, dem »Roman d’Eneas« und Veldekes »Eneasroman«. In: Manfred Eikelmann, Udo Friedrich (Hg.): Praktiken europäischer Traditionsbildung im Mittelalter. Wissen – Literatur – Mythos. Berlin 2013, S. 57–74, hier S. 66 f. u. 69–74.

31 Vgl. den Überblick über die frühe Forschungsgeschichte bei Wolfgang Brandt: Die Erzählkonzeption Heinrichs von Veldeke in der »Eneide«. Ein Vergleich mit Vergils »Aeneis«. Marburg 1969, S. 49–53, und Silvia Schmitz: Die Poetik der Adaptation. Literarische inventio im »Eneas« Heinrichs von Veldeke. Tübingen 2007, S. 85.

32 Vgl. Schmitz: Die Poetik (Anm. 30), S. 19. Dort findet sich auch eine vorzügliche Analyse des Epilogs (S. 76–90).

33 Zuletzt Bastert: Der Beginn der deutschen Literatur? (s. Anm. 12), S. 333–335; ders.: *dô si der lantgrave nam*. Zur »Klever Hochzeit« und der Genese des Eneas-Romans. In: ZfdA 123 (1994), S. 253–273; Tina Sabine Weicker: *Dô wart daz bûch ze Cleve ver stolen*. Neue Überlegungen zur Entstehung von Veldekes »Eneas«. In: ZfdA 130 (2001), S. 1–18; vgl. auch die Diskussion zusammenfassend Hahn: Geschichte der mittelalterlichen deutschen Literatur (s. Anm. 26), S. 63–79. Aktuell plädiert Peter Andersen: *vil tugentleich waz ir leben*. Zur Gräfin von Kleve und Datierung des Eneas. Erscheint in: Euphorion 115, Heft 3 (2021) mit überzeugenden Argumenten dafür, die im Epilog erwähnte Gräfin von Kleve als Adelheid von Sulzbach, die Witwe des klevischen Grafen Dietrichs II., zu identifizieren. Diese Hypothese geht zurück auf Remco Sleiderink: *De stem van de meester. De hertogen van Brabant en hun rol in het literaire leven (1106–1430)*. Amsterdam 2003, S. 32.

in der mittelalterlichen Literatur immer wieder zu beobachten sind.«³⁴ Als zusätzliches Argument verweist sie auf eine Reihe von antiken Buchdiebstahls-geschichten, die Veldeke als Vorbild habe nehmen können, um die Dignität und den Wert seines Textes für das Thüringische Landgrafengeschlecht und damit für die adlige Gesellschaft insgesamt spielerisch-ironisch zu unterstreichen. Daher – so schließt Weicker – sei »ernsthaft damit zu rechnen, daß der Bericht über den Diebstahl des ›Eneas‹-Manuskripts literarische Fiktion ist.«³⁵

Jenseits der nicht zu entscheidenden Frage nach Realitäts- oder Fiktivitätsstatus der Textpassage scheint es mir indes möglich zu sein, ihre narrativen Funktionen im Kontext der genealogischen Sinnsetzungen des Romans aufzuschließen, und zwar über die seitens der Forschung reklamierte Nobilitierung des Textes und seines Urhebers hinaus. Wesentliche Voraussetzung eines textfunktionalen Verständnisses des Epilogs ist die Beobachtung, dass eine große Anzahl von Gönnernennungen – und gerade die wenigen des 12. Jahrhunderts – sich den Strukturen, Inhalten oder Motiven der Erzählungen anpassen. Dies ist im *Eneasroman* nicht anders, dessen Epilog an die genealogischen Konstrukte des Textes anknüpft, die auf die Aeneadendynastie zielen. Bekanntermaßen befindet sich vor dem Epilog als Abschluss der Handlung das sog. zweite Geschlechtsregister, das Veldeke seiner Vorlage, dem anonymen *Roman d'Eneas*, hinzugefügt hat, und das die Nachfahren des Eneas bis zu Kaiser Augustus auflistet und charakterisiert. Im Epilog nun wird diesem vertikalen Konstrukt der Aeneadengenealogie ein horizontales dynastisches Tableau der Brüdergeneration des Thüringischen Landgrafengeschlechtes entgegengestellt, das alle männlichen Nachkommen Ludwigs II. umfasst (Ludwig III., Heinrich Raspe III.³⁶, Pfalzgraf Hermann und Friedrich).³⁷ Wie die antiken Vorgänger und vor allem deren

34 Weicker: *Dô wart daz bûch* (s. Anm. 32), S. 15.

35 Ebd., S. 17.

36 Der im Text erwähnte Handschriftendieb Heinrich wird in der Forschung meist mit Graf Heinrich Raspe III. identifiziert, dem zweiten Sohn des Thüringer Landgrafen Ludwig II. Während die oberdeutschen Handschriften sich mit dem unspezifischen Vornamen ›Heinrich‹ begnügen, erweitern die drei mitteldeutschen Codices E, G und H aus dem 14. und 15. Jahrhundert den Namen zu ›Heinrich von Schwarzburg‹ (+1184), einem erklärten Gegner der ludowingschen Territorialisierungsbestrebungen. Der durch diesen Zusatz hervorgerufene gravierende metrische Verstoß deutet m. E. darauf hin, dass es sich um eine sekundäre Lesart handelt, die die möglicherweise mit der Lokalgeschichte des Thüringer Raums vertrauten mitteldeutschen Schreiber verantwortet haben. Eine solch scheinbare Plausibilisierung des Manuskriptraubs durch einen Gegner der Ludowinger geht zu Lasten des raffinierten genealogischen Konstrukts. Dagegen argumentiert Andersen: *vil tugentleich* (s. Anm. 32), der sein Plädoyer für den Schwarzburger stemmatologisch begründet.

37 Dieses erstaunliche Bild einer Beteiligung der gesamten engeren Familie des thüringischen Landgrafenhauses ist ein nahezu einmaliges Dokument einer Adelsfamilie als Förderer eines

Stammvater Eneas in der Romanhandlung zeichnet sich dieses mittelalterliche Adelsgeschlecht in der Darstellung des Epilogs durch seine vortrefflichen Eheschließungen (Ludwig mit der *tugentlichen, milten* und *guoten* Gräfin von Kleve vs. Eneas mit Lavinia), ihre Bindung an ein Herrschaftsgebiet (Thüringen findet gleich zweimal Erwähnung) sowie ihren Bau neuer Burgen aus (erwähnt ist die Neuenburg an der Unstrut als Herrschaftssitz des Pfalzgrafen Hermann ›so wie Eneas‹ erste Handlung in Italien darin besteht, die Burg Montalbane errichten zu lassen).³⁸ Diese durch analoge Taten und Eigenschaften konstruierte Verbindung von Aeneadengenealogie und dynastischem Tableau der Ludowingischen Brüdergeneration wird nicht zuletzt dadurch evident, dass der Text Veldekes unmittelbar nach der Gönnernennung erneut das antike Geschlechtsregister einspielt und an die weltgeschichtliche Funktion der Nachkommen des Eneas erinnert:

*daz was der phalzgrâve Herman,
des lantgrâven Lodewîges brüder
von vater unde von müder,
und der grâve Friderîch,
dem diende gerne Heinrich.
Ich hân gesaget rehte
dez hêren Enêê geslehte
und daz kunne lobesam,
daz sint von ime quam,
gewaldech unde rîche.
si lebeten hêrliche
beidiu junk unde alt
und heten grôzen gewalt
in der werlde wîten. (...)
daz is genügen kuntlich,
als ez dâ tihte Heinrich*

Das war der Pfalzgraf Hermann
der Bruder des Landgrafen Ludwig
von Vater- und Mutterseite,
und der Graf Friedrich,
dem Heinrich gerne diente.
Ich habe wahrheitsgemäß
von der Sippe des Eneas gesprochen
und dem rühmenswerten Geschlecht
das von ihm abstammte
und stark und mächtig war.
Sie lebten sowohl in der Jugend
als auch im Alter herrlich
und verfügten über große Macht
weithin in der Welt. (...)
Das wissen viele,
so wie es Heinrich geschrieben hat.
(Eneasroman, Vv. 13487–13506)³⁹

volkssprachig-epischen Textes. Eine weitere Ausnahme stellt der *Willehalm von Österreich* Johanns von Würzburg dar, der den Herzögen Leopold I. (+1326) und seinem Bruder Friedrich dem Schönen (+1330) gewidmet ist.

38 Die besondere Hervorhebung der Neuenburg an der Unstrut ist möglicherweise dem Umstand zu verdanken, dass sie die Grenze zwischen Sachsen und Thüringen markiert und damit als Symbol für den Doppelbesitz der Landgrafschaft Thüringen und der Pfalzgrafschaft Sachsen fungiert.

39 Zitiert wird nach der Ausgabe Heinrich von Veldeke: *Eneasroman*. Die Berliner Bilderhandschrift mit Übersetzung und Kommentar. Hg. von Hans Fromm. Frankfurt am Main 1992.

Die beiden vorgestellten Geschlechter rücken textuell wie inhaltlich nah zusammen.⁴⁰ Erst dem Einsatz der Ludowingischen Brüdergeneration – so suggeriert es der Epilog – ist es zu verdanken, dass die Vorgeschichte des Römischen Reiches *genügen kuntlich*, also vielen bekannt, wurde. Dennoch wurde in der sozialgeschichtlich ausgerichteten Forschung eine genealogische Funktion der Gönnernennung bestritten. Ursula Peters formulierte in ihrer grundlegenden Studie zur Adelsfamilie in der volkssprachigen Literatur des Mittelalters einen negativen Befund:

Die Ludowinger finden nicht als berühmtes Landgrafengeschlecht, sondern über einzelne literaturinteressierte Familienangehörige Eingang in den Epilog. Dementsprechend fehlt auch in der Ludowinger-Partie des Epilogs wie im gesamten Text der Gedanke einer Verherrlichung der Ludowinger als Geschlecht.⁴¹

Eine solche Ausblendung des dynastischen Prinzips übergeht allerdings die Anbindung der Gönnernennung an die Aeneadengenealogie, die durchaus eine Verherrlichung der Ludowinger als Geschlecht markiert. Anders als in lateinischer Hofgeschichtsschreibung, die mit Themen wie agnatischer Geschlechterfolge und Ahnenstolz ein ausgeprägtes fürstliches Familienbewusstsein dokumentiert sowie eine legitimatorische Funktion für die Stabilität der Landesherrschaft

40 Eine unmittelbare genealogische Verknüpfung findet allerdings nicht statt, obwohl die Anbindung adliger Familien an einen trojanischen Spitzenahn im lateinischen Schrifttum des 12. Jahrhunderts durchaus begegnet. So z. B. bei Gottfried von Viterbo, der ein verwandtschaftliches Verhältnis zwischen Staufern und den römischen Cäsaren bzw. den trojanischen und griechischen Königen sowie auch euhemeristisch modifizierend zu den römischen Göttern Saturn und Jupiter propagiert (vgl. Gottfried von Viterbo: *Speculum regum*, lib. 1, c.8, V. 187–198, oder auch *Memoria seculorum*. In: *Gotifredi Viterbiensis opera*. Hg. von Georg Waitz. In: MGH SS 22, Hannover 1872, S. 1–338, hier S. 100). Erstmals zu Gottfried, seiner ursprungsmythischen Konstruktion und dem Verhältnis zu Veldeke: Heinz Thomas: *Matière de rome – matière de Bretagne*. Zu den politischen Implikationen von Veldekes »Eneide« und Hartmanns »Erec«. In: *ZfdPh* 198 (1989), Sonderheft, S. 65–104, hier S. 76–80. Auch im Umfeld der Ludowinger existiert eine ursprungsmythische Konstruktion im lateinischen Schrifttum: In dem aus der *Chronica Reinhardsbrunnensis* des 14. Jahrhunderts erschlossenen lateinischen Text *De ortu principum Thuringie*, der eine stark gekürzte Fassung der aus den letzten beiden Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts stammenden *Reinhardsbrunner Gründungsgeschichte* darstellt, wird die ludowingische Dynastie auf Ludwig mit dem Barte zurückgeführt, der aus dem Geschlecht der Frankenkönige Karl und Ludwig stamme. *De ortu principum Thuringie* ist neu ediert bei Tebruck: *Die Reinhardsbrunner* (Anm. 27).

41 Ursula Peters: *Dynastengeschichte und Verwandtschaftsbilder*. Die Adelsfamilie in der volkssprachigen Literatur des Mittelalters. Tübingen 1999, S. 264.

erfüllt,⁴² zeigt sich die Dynastie hier in einem horizontalen Tableau aufgefächert. Dies scheint nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, dass die mittelalterliche Adelsfamilie in den unterschiedlichen Quellen nicht immer als agnatisch organisierter, auf den Herrscher perspektivierter Familienverband entgegentritt, sondern in ganz unterschiedlichen Funktionen und divergierenden Formationen⁴³; diese Variabilität der Familienformation in historischen Zeugnissen kann dann eben auch – wie in unserem Fall – die vier männlichen Exponenten der Ludowingischen Kernfamilie einschließen. Die Erwähnung aller vier Brüder der aktuellen Ludowingischen Herrschaftsgeneration dokumentiert dabei gerade ein Interesse an der vollständigen Inventarisierung der dynastischen Verästelungen und ihrer Besitzungen in Thüringen (Landgraf Ludwig), Sachsen (Pfalzgraf Hermann) und Hessen (Friedrich). Solche nicht den Herrscher in den Mittelpunkt stellende Familienkonstrukte in Gönnerzeugnissen begegnen vor allem in Gedächtnisstiftungen. Kürzlich konnte Bernd Bastert zeigen, dass die Nennung aller Brüder auch sehr genau den Intitulationen in den Urkunden der Ludowinger entspricht, »in denen mit einiger Regelmäßigkeit die unterschiedlichen Machtbereiche der *familia* und deren jeweilige Inhaber angeführt werden«.⁴⁴ Diese brüderliche Teilhabe an der Herrschaftsausübung und deren Dokumentation in Urkunden diente wohl der »Stabilität der Herrschaft der Ludowinger in den drei genannten Herrschaftsräumen (Thüringen, Hessen und Sachsen)«.⁴⁵ Die relativ selbstständigen Machtbereiche der Brüder waren mit einem garantierten Rückfallrecht an den Landgrafen gebunden, sodass dieses Konstrukt einerseits dem Erhalt des Herrschaftsraums diene und andererseits mögliche Konfliktfelder in der *familia* von vornherein zu entschärfen in der Lage war. Der sich der antiken Geschlechtermythologie verdankende genealogische Entwurf im Epilog des *Eneasromans* ist Teil dieses auf das herrschaftliche Selbstverständnis zielenden Konstrukts. Er steht im Zusammenhang mit einem ab der Mitte des Jahrhunderts sich ausprägenden und zurzeit der Abfassung des *Eneasromans*

42 Vgl. Birgit Studt: Art. »Hofgeschichtsschreibung«. In: Werner Paravicini (Hg.), Jan Hirschbiegel, Jörg Wettlaufer (Bearb.): Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Hof und Schrift. Ostfildern 2007, S. 373–390, hier S. 373, sowie Peters: Dynastengeschichte (Anm. 40), S. 4.

43 Für die Ludowinger sei beispielhaft auf eine Urkunde von Ludwig dem Springer aus dem Jahr 1110 verwiesen, die dokumentiert, dass dieser gemeinsam mit seiner Ehefrau Adelheid von Stade und seinen Söhnen Hermann, Ludwig, Heinrich und Konrad dem Kloster Reinhardbrunn die Kirche zu Sangerhausen schenkte. Vgl. Jürgen Petersohn: Die Ludowinger. Selbstverständnis und Memoria eines hochmittelalterlichen Reichsfürstengeschlechts. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 129 (1993), S. 1–39, hier S. 8.

44 Bastert: Der Beginn (s. Anm. 15), S. 334.

45 Butz: Herrschaft und Macht (Anm. 23), S. 61.

immer noch in Geltung befindlichen Selbstverständnis der Ludowinger, demzufolge man nur gemeinsam als Brüderkollektiv der Tradition und der Herrschaft der Dynastie gerecht werden könne. Auf dieses Selbstverständnis deutet u. a. auch ein Brief hin, den Landgraf Ludwig II. zwischen 1140 und 1155 an seinen jüngeren Bruder Heinrich Raspe II. geschrieben hat, in dem er diesen ermahnt, sich nicht mit unnützen Waffenspielen zu gefährden, sondern seine Kräfte den Reichsangelegenheiten zu widmen und sich der dynastischen Tradition verpflichtet zu sehen, wie es für einen Fürsten billig ist:

Bezüglich unseres Geschlechts ist es angebracht, sich zu erinnern, wie seine Sache unter einem günstigen Geschick kraft seiner Tüchtigkeit mit Gotte Hilfe bis dahin zunahm, sodass es unter den vornehmsten Fürsten des Reichs gleichberechtigt Rang, Titel und Ruhm empfing. Daher ziemt es sich für uns, die wir Titel und Rang von den Vorfahren zu erblichem Recht übernommen haben, mit ganzer Kraft danach zu streben, dass wir von ihnen nicht durch Taten geringeren Ruhmes abfallen.⁴⁶

Der Erwerb der Fürstenwürde durch *virtus* der Vorfahren verpflichtet alle Brüder zu einem Verhalten, das dem Herkommen bzw. genealogischen Bindungen gerecht wird und sich in einer verantwortungsvollen Haltung gegenüber reichspolitischen Angelegenheiten dokumentiert. Eine analoge Denkfigur bietet auch durchgehend der *Eneasroman*, dessen Protagonist sich durch nichts von seiner (reichspolitischen) Aufgabe, die ihm die Götter aufgetragen haben, abbringen lassen darf. Entsprechend wird an adligem Freizeitvergnügen, das das reichspolitische Schicksal des Eneas erschwert und damit dem Wunsch der Götter entgegensteht, Kritik geübt. Im fiktionalen Roman sind es nicht unnütze Waffenspiele, sondern das Freizeitvergnügen der Jagd, deren Auswirkungen die italische Herrschaft des Trojaflüchtlings gefährdet: Ascanius, der Sohn des Eneas, reitet eines Tages zum Vergnügen (*an dem spile* [V. 4562]) auf die Jagd. Auf dieser tötet er einen zahmen Hirsch, der von dem benachbarten adligen Burgherrn Tyrrhus und seiner Tochter Silvia domestiziert worden war und am Hof eine Sonderstellung genießt, weil er bei Tisch (nicht als Mahlzeit, sondern als Beleuchter – man befestigt Kerzen an den Geweihspitzen – und als Huldiger des Fürsten – der Hirsch richtet sich immer auf, wenn der Burgherr trinkt) dient. Nach der Tötung des ungewöhnlichen Höflings kommt es zum Kampf mit den Gefolgsleuten des Tyrrhus, in dessen Verlauf Ascanius, der Erbsohn des Protagonisten, um sein Leben fürchten muss, womit die ganze Dynastie potentiell gefährdet wäre. Eneas weiß im Nachhinein, dass es ein Fehler gewesen war, dem Sohn das Vergnügen der Jagd zu gestatten: *dô clagete hère Ênêas, / daz her in dâ hin rîten liez* (V. 4740f.). Erst durch die sofortige militärische Aktion kann der Erbsohn zwar aus der Notlage

⁴⁶ Vgl. zum Brief: Petersohn: Die Ludowinger (Anm. 42), S. 17f.

gerettet werden, aber die für den Erfolg der Dynastiebildung notwendige itali-sche Bündnispolitik des Trojaflüchtlings ist durch die Jagd und ihre Auswir-kungen erheblich zurückgeworfen sowie gefährdet worden.⁴⁷ Um die dezidierte Kritik an adligem Freizeitvergnügen als spezifische Problemartikulation des deutschsprachigen *Eneasromans* zu identifizieren, muss ein Abgleich mit dem französischen Prätext, also dem *Roman d'Eneas*, erfolgen. Dieser kann hier nicht im Detail erfolgen. Bei einem ersten Blick auf die unterschiedlichen Bearbeitun-gen wird aber deutlich, dass Veldeke die negativen Wertungen der Episode ge-genüber dem Prätext deutlich verstärkt. So ist z. B. eine Passage (V. 4798–4805), die mitleidsvoll auf das Schicksal des Tyrrhus verweist, der seinen ältesten Sohn bei den Kampfhandlungen verliert, eine Hinzufügung Veldekes.⁴⁸

Schließlich greift der *plot* des *Eneasromans* auch noch die im Geschlechts-register des Epilogs hervorgehobene Verantwortlichkeit aller Söhne des Herr-schers für das Wohl der Dynastie auf. Dies zeigt sich an den beiden Söhnen des Eneas: Der eine, Silvius, den der Protagonist mit Lavinia zeugt, wird Ausgangs-punkt des Geschlechts, aus dem Romulus sowie Remus hervorgehen und damit das Römische Reich. Aber dessen Halbbruder Ascanius Julius, der Sohn aus der ersten Ehe des Eneas, spielt eine nahezu ebenso wichtige Rolle für die weltge-schichtliche Bedeutung der Aeneadendynastie ›weil aus seinem und Romulus‹ Geschlecht Julius Caesar und Augustus hervorgehen, die am Beginn der kaiser-lichen Friedensherrschaft stehen, die noch die Gegenwart der staufischen Re-genten prägt.

Ich ziehe ein kurzes Fazit: Gegenwärtig scheint es mir in Abgrenzung zu manchen unbefriedigenden, auf z. T. beliebig erscheinenden kulturwissen-schaftlichen Theoriediskussionen ausgerichteten Forschungsarbeiten drin-gend geboten, dass sich die germanistische Mediävistik »einen innovativen, von älteren sozialgeschichtlichen Prämissen befreiten Blick für die Konnotati-onspotentiale und Symbolisierungsebenen«⁴⁹ der gesellschaftsbezogenen As-pekten der volkssprachigen Literatur des Mittelalters erlaubt. Dabei gilt es, an die Ergebnisse der historischen Forschung anzuschließen und die gesell-schaftsgeschichtliche Funktion gerade der höfischen Literatur und damit

⁴⁷ Zweimal gefährdet die Jagdleidenschaft des Menschen den gottgewollten Weg des Eneas; neben der Ascanius-Episode ist dies auch noch in der Dido-Episode der Fall.

⁴⁸ Vgl. auch die detaillierte Analyse der Episode bei Christoph Schanze: Kampfzorn, Gewalt-eskalationen und Gemeinschaftshandeln im *Eneas* Heinrichs von Veldeke. In: Claudia An-sorge, Cora Dietl, Titus Knäpper (Hg.): Gewaltgenuss, Zorn und Gelächter. Die emotionale Seite der Gewalt in Literatur und Historiographie des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Göttingen 2015, S. 45–88.

⁴⁹ Peters: Die Rückkehr der ›Gesellschaft‹ in die Kulturwissenschaft (Anm. 1), S. 50.

deren Einbettung in ihre sozialen Kontexte zu rekonstruieren. Dies kann nur gelingen, wenn man neben der notwendigen wissenschaftlichen Kooperation mit der Geschichtswissenschaft die von Andreas Kablitz präzise herausgearbeitete Spezifik des literarischen Gegenstandes sowie seine adäquate methodische Erschließung durch die Textinterpretation reflektiert und als Grundlage funktionsgeschichtlicher Deutungen anerkennt. Am Beispiel eines literarischen Textes, der im Umkreis des ludowingischen Herrschaftshauses unter dem kinderlosen Ludwig III. entstanden ist, habe ich zu zeigen versucht, wie sich das Herrschaftsverständnis der Dynastie, das sich durch eine kollektive Verantwortung der Brüdergeneration und aller männlichen Nachkommen für den Erfolg politischen Handelns auszeichnet, in der Fiktion niederschlägt: In der Auswahl des Stoffes, der Darstellung des Protagonisten sowie der Ausgestaltung von Handlungsepisoden und reflexiven Passagen lässt sich der *Eneasroman* plausibel und wahrscheinlich seinem gesellschaftspolitischen Entstehungskontext zuordnen, aus dem heraus sich wiederum die Ascanius-Episode und das genealogische Tableau erklären lassen. Ein hermeneutischer Zirkel, der m. E. für den Umgang mit Literatur und ihrer gesellschaftsbezogenen Dimension paradigmatisch ist.

